

wirksamen Gründen? Sind schließlich die Handelnden aus dieser Sicht noch mehr als nur Orte des „Handlungs“-Geschehens? Bleibt demnach, wenn man nicht homunkulär argumentieren will, nur der Illusionismus übrig? So gilt die Frage zuletzt der Kausalrelation (in einer Erste-Person-Ontologie) überhaupt und geht damit auch an Vertreter der Agenskausalität.

J. SPLETT

GOTT ODER DARWIN? Vernünftiges Reden über Schöpfung und Evolution. Herausgegeben von *Joachim Klose / Jochen Oehler*. Berlin [u.a.]: Springer 2008. XXII/415 S./Ill., ISBN 978-3-540-77935-3.

Die Herausgeber, der eine Leiter des Bildungswerks Dresden der Konrad-Adenauer-Stiftung, der andere Neurobiologe an der TU-Dresden, haben 23 weitere Beiträger gewonnen. Die 25 Autoren werden zwischen Inhaltsverzeichnis und Einleitung vorgestellt. Ihre Wortmeldungen sind in drei Teile gebündelt: Schöpfung und Evolution (6), Evolution (7), Übertragungen (12).

Die erste Gruppe eröffnet der Germanist *W. Frühwald* mit einem kurzen Text, der zunächst die drei freudschen Kränkungen repetiert und dann den Sündenfall leider unersterweise aus Evas wissenschaftlicher Neugier erklärt. – Es folgen drei Theologen. *H. Kessler*: Kreative Schöpfung – Kreativität Gottes. Er plädiert für mehrschichtigen Weltzugang: objektivierende Beobachter-Perspektive, radikale Sinnfrage, existenzielle Teilnehmer-Perspektive. Gott umfängt und durchwaltet die Welt, absolut und fortdauernd, auf Erlösung und Vollendung hin. – *J. Wohlmuth* befasst sich „problemazeigend“ mit Schöpfung aus dem (?) Nichts und Evolution, im Blick auf die subjekttheoretische Sicht *E. Levinas*’, wie auf die klassische Lehre des Aquinaten, mit Mahnung zur Bescheidung hinsichtlich des Faktenwissens. – *K. Berger* lehnt einmal mehr die *creatio ex nihilo* ab. Es gehe um Ordnung des Chaos und um die Verheißung einer neuen höheren Ordnung. – *R. Spaemann* bietet Klärungen zu Sein und Gewordensein. Er weist die Differenz von Geltung und Genese auf und betont die Unabilitybarkeit von Negativität (Schmerz, Andersheit, Absolutheitsgedanke). Das Wort „Evolution“ (statt „Deszendenz“) suggeriert, die Naturgeschichte sei die Abfolge von Zuständen eines Substrats. Gegenüber solchem Evolutionismus aber gilt, dass Personen Substanzen sind, statt Illusion (wie im Buddhismus). Schließlich plädiert der Physiker *E. P. Fischer* für Komplementarität, wobei der Kausalität nicht der (zu schwache) Zufall gegenüberstehen kann (der freilich nicht definiert wird), sondern „so etwas wie eine Sinnkorrespondenz“ (99).

In Teil II informiert der Evolutionsbiologe *Th. Junker* über die Entdeckung der Evolution (Buffon, Lamarck); so spät, weil innerwissenschaftlich andere Antworten für plausibel galten, außerwissenschaftlich die Autorität der Bibel wirkte. Betrübblich, dass auch bei ihm das „oder“ zwischen „Naturvorgang“ und „göttliche[m] Schöpfungsakt“ begegnet (115). – *J. Oehler* schreibt zur Evolution der Evolutionstheorie, also ihre Ausweitung über die Biologie hinaus, besonders in Systemtheorie und Synergetik. Wichtig die Blickänderung zur inneren Evolution, in der DNA, wo sich zeigt, dass nicht jede Variation adaptiv, Arterhaltung kein biologisches Prinzip ist und überhaupt eine Höherentwicklung nicht belegbar. Die äußere Evolution spielt zwischen Kooperation und Konkurrenz. Beeindruckt von evolutionärer Erkenntnistheorie und Ethik, sieht er den phylogenetisch entstandenen Menschen doch als ein Wesen, das „potentiell die Möglichkeiten besitzen könnte, nach den Wertmaßstäben der Moral inhumanes Verhalten zu überwinden“ (139). – Der angeklungenen genomischen Kombination widmet sich instruktiv *K. Kowallik*, als Botaniker im Blick auf die Entstehung des Pflanzenreichs. Am Ende kommen wieder Kreationismus und Intelligent Design ins Spiel. Schließlich ist von einer besonderen Verantwortung die Rede (aufgrund der Schnelligkeit unserer Entwicklung und „gewisser Eigenschaften“, deren wir uns „rühmen“), die „durchaus im Sinne einer göttlichen Schöpfung verstanden werden“ könne (156). – *J. H. Reichholf* behandelt die Hominisation aus dem durchhangelten Tropenwald zum Läufer in der Savanne mit Zunahme des Gehirns (von „Mängelwesen“ keine Rede [164]). Doch fällt auf Sprache und Kultur zugleich der Schatten von Mord und Totschlag [biblische sind wir Nachkommen Kains]. – Ausführlich mit der Sprache beschäftigt sich *M. Bierwisch*, unter den drei Aspekten *langue, parole, langage* (de Saussure, bzw. competence, performance, language

faculty [Chomsky]): Sprache, Sprechen, Sprachfähigkeit. Symbolische Zeichen und systematische Kombination erlauben, dass, was gedacht, auch gesagt werden kann (184), obwohl es andererseits klare Bewusstseinsinhalte gibt, die sich der Sprache entziehen (z.B. Gesichter). Auch auf das Wunder der Negation treffen wir wieder. – In einem kurzen Beitrag zur Sexualität referiert *V. Sommer* die Vielfalt von Sexualregelungen bei Hominiden. „Das bedeutet zwar nicht, dass alles, was ‚natürlich‘ ist, auch automatisch ethisch gutzuheißen wäre (Kannibalismus; Kindesötung, Vergewaltigung ...). Gleichwohl mag uns eine naturalistische Sicht vor vorschnellen Verurteilungen bewahren“ (206). – Schließlich skizziert *F. M. Wuketits* Hauptaspekte der evolutionären Erkenntnistheorie im Blick auf das Menschenbild. Während sie auf erster Stufe die Evolution unserer Erkenntnisfähigkeit rekonstruiert, versteht sie sich darüber hinaus als „Metatheorie der spezifisch menschlichen (rationalen) Erkenntnis“ (210). An die Stelle der früheren (naiven) Korrespondenztheorie ist hier ein (gemäßigter) Konstruktivismus im Dienst des (Über-)Lebens getreten; wir brauchen Illusionen, wie metaphysische und religiöse Weltbilder zeigen. Die evolutionäre Ethik erarbeitet die Wurzeln unserer Moral und Unmoral, was aber „bei vielen Philosophen heute leider immer noch auf taube Ohren“ stoße (215). Das noch steinzeitlich geprägte Gehirn scheitert an exponentiellen Wachstumskurven (oder Zinseszinsen), mit fatalen Folgen in Politik und Wirtschaft. Es gilt zu realisieren, dass der Dualismus von Natur und Kultur obsolet geworden ist.

Teil III eröffnet *J. Klose* mit einer Darstellung von A. N. Whiteheads dynamischer Kosmologie; *K. S. Rebbeg* erinnert an die Anthropologien M. Schelers, H. Plessners und A. Gehlens. *B. Verbeek*, Zoologe, setzt sich mit der Illusion einer künftigen Welt ohne das Böse auseinander. Die Natur als Vorbild? Höchstens als abschreckendes (257). Wir brauchen eine realistische Anthropologie. Das Böse darf sich nicht lohnen. Für den Botaniker *H. Mohr* gibt es den Menschen genetisch nicht (obwohl über alle Rassen hin zu fruchtbaren Nachkommen fähig?). Der Skepsis der Philosophen stellt er den Optimismus des Naturwissenschaftlers gegenüber (262). Insgesamt folgen wir gemischten Strategien (soviel Moral wie nötig, soviel Egoismus wie möglich – Dankbarkeit wäre also ein Irrtum?) Darum ist das Recht die höchste Form des Orientierungswissens. – Der Mediziner *U. Clausen* fragt, ob unsere Gesellschaft Behinderte brauche. Im Gedanken an möglichen „Druck zum Supernormalen“ antwortet er, dass der einzelnen Familie in ihrer Lebensplanung das Schicksal kaum zu wünschen sei, sehr wohl aber der Gesellschaft, die Behinderte freilich nicht ausgrenzen dürfte (273). – *W. Nentwig*, Ökologe: Vom Jäger und Sammler zum Bedroher der Schöpfung, stellt das „Erfolgsmodell *Homo sapiens*“ im Kampf gegen die Natur dar, von den Waffen zur Ausrottung der Bisons über die Umweltschäden durch Beweidung bis zur prognostizierten Bevölkerungsgröße von elf Milliarden, die wir dann auf fünf zu senken hätten, damit von Bewahrung der Schöpfung die Rede sein kann. – Der Politikwissenschaftler *W. J. Patzelt*: Evolution und Politik, zieht die evolutionäre Erkenntnistheorie heran, die unsere Ideologiegefährdung erklärt sowie auf die Gefahren von Territorialität, Possessivität und Rangstreben hinweist, und warnt vor Reduktionismus wie deterministischem Historismus. – Ebenso auf *K. Lorenz*, sodann *Mach* und *Boltzmann*, stützt sich der Wissenschaftstheoretiker *E. Oeser*: Evolution, Wissenschaft und Technik. „Alle Wahrheiten – die logischen und mathematischen eben sowohl als die physikalischen – sind geworden“ (keine ist ewig – 312 [so dass etwa der Pythagoras-Satz selbst (nicht bloß dessen Entdeckung) u. U. an der Sklaverei hinge?]). Der Anschein der Unfehlbarkeit erklärt sich aus Vererbung dank Überlebensdienlichkeit (317).

Zugleich werden Kriege umso länger und schlimmer, je unverständlicher ihre Ziele und Motive, so der Dreißigjährige Krieg aufgrund abstrakter Konfessionsstreitigkeiten (323). Eine weitere Steigerung folgt aus der technischen Entwicklung. So stehen wir heute am Wendepunkt, vor der Entscheidung zwischen Frieden oder Selbstvernichtung. Zugleich zeigt sich die Grenze des Evolutionsparadigmas, weil es nicht sagt, wozu wir überleben sollen. – Es folgen zwei Beiträge zur Ästhetik. Auch für den Zellbiologen *P. Sitte* hat die evolutionäre Erkenntnistheorie das Rätsel apriorischer Erkenntnis gelöst: Logisches Denken müssen wir „nicht erlernen, weil wir auf Erfahrungen ferner Ahnen zurückgreifen können, die uns ‚angeboren‘ sind“ (335). So ist körperliche Schönheit ein Indikator für Gesundheit, Muster sind schön, weil nicht desinformativ chaotisch; hei-

matlich wirken Landschaften; zu Pflanzen wirkt im Menschen eine evolutiv fixierte Phytophilie. – Die Kunst thematisiert *G. Uecker*, Intendant der Semperoper. Näherhin geht es um die Kreativität, der die Werke entspringen. In biblischer Tradition kommt sie dem Menschen als Abbild Gottes zu, wobei Ähnlichkeit in beiden Richtungen gelte (?). Dem derzeitigen Kunstbegriff entspricht eher der Protest. Kreatives Hervorbringen von Neuem schließt Affirmation des Bestehenden aus (359). Das Kunstwerk blendet „für einen kurzen vergänglichen Moment der Erkenntnis die Metapher des Todes aus“ (360). (Was immer hier „Metapher“ bedeute: Kunst als Selbstbetrug? Ist sie nicht eher eine Verheißung, deren Ernst sich dem Todesbewusstsein verdankt, gerade in den Zeitkünsten, in denen Ende uns als Vollendung begegnet?) – Der Kulturpädagoge *H.-R. Schwab* durchmustert unter dem Titel „Die Wandlung findet nicht im Geist statt, sondern in den Genen“ die Gegenwartsliteratur im Blick auf den Menschen als Schöpfer seiner selbst. Unter den vielen Autoren kommen ausführlicher zu Wort: *H. Mulisch*, *M. Houellebecq* (von ihm stammt der Titel), *B. Strauß* und *U. Draesner*. – Das Schlusswort erhält der evangelische Theologe *J. Hübner*: Schöpfung und Evolution – „Leben“ zwischen Biologie und Theologie. „Evolution“ ist eine Wahrnehmung [genauer: deren Auslegung]. „Schöpfung“ eine Grundorientierung. Daraus ergeben sich unterschiedliche Weltbilder, wobei zwischen Lebens- und Reflexionszusammenhang zu unterscheiden wäre. Aber natürlich gibt es das Bedürfnis nach Gesamtanschauung (*Teilhard de Chardin*). Doch sollte man die beiden Zugänge sauber unterscheiden und solche Entwürfe als Bildprogramme lesen. (Ob Evolution allerdings „mit Recht ein umfassendes Paradigma unserer Zeit“ sei [398], statt dass man diese zu Recht durch den Evolutionismus charakterisiert, wäre zu diskutieren – auf der Folgeseite heißt es immerhin, das christliche Schöpfungsverständnis könne evolutive Denkansätze davor bewahren, zu einer Ideologie zu verkommen.)

Die Literatur ist jeweils an den Kapitelenden verzeichnet; so folgen noch Stichwort- und Namensverzeichnis. Ein bunter Strauß (auch was stehen gebliebene Fehler und PC-typische Ausfälle angeht, die ein Lektor hätte schließen können). Im Ganzen wohl repräsentativ für die heutige Gesprächssituation; nicht zuletzt auch hinsichtlich der Frage, wo heute (anders als zu Galileis Zeiten?) die Gefahr von Grenzverletzung und -überschreitung näher liege.

J. SPLETT

### 3. Historische Theologie

LUBAC, HENRI DE / BASTAIRE, JEAN, *Claudiel et Péguy* (Euvres complètes; 30, huitième section: Monographies). Paris: Les Éditions du Cerf 2008. IX/214 S., ISBN: 978-2-204-08558-8.

Der 30. Bd. der Gesamtausgabe der Werke von Henri de Lubac enthält in der achten Sektion, die den Monographien des Kardinals gewidmet ist, die in Zusammenarbeit mit Jean Bastaire, dem Sekretär der Amicitie Charles Péguy, entstandene und 1978 veröffentlichte Schrift „Claudiel et Péguy“. Im Rückblick auf sein Gesamtwerk, in seiner „Mémoire sur l'occasion de mes écrits“, bemerkt de Lubac Folgendes zu dieser Veröffentlichung: „Indem ich Claudiel und Péguy miteinander verglich und sie in ihren Kontrasten liebte, habe ich sozusagen niemals aufgehört, mich mit ihrer Substanz zu durchdringen. Die Lektüre Claudiels erhob mich und strengte mich an, die Péguy's erfrischte mich immer, selbst in seinen berauschendsten Polemiken. Obwohl es sich hier nur um eine Schrift von geringerer Bedeutung handelt, bin ich glücklich, dass mir diese Gelegenheit geboten wurde, mich symbolisch meiner Schuld den beiden gegenüber zu entledigen.“ Die Einleitung aus der Feder Jean Bastaires (I–IX) gibt Aufschluss über die recht komplizierte Entstehungsgeschichte von „Claudiel et Péguy“. 1968 waren fünf Briefe Claudiels an Péguy entdeckt worden. Bastaire gelang es, de Lubac nicht nur zu einer Vorstellung dieser Briefe, sondern zu einem umfassenderen Werk über die beiden großen Gestalten der französischen Literatur des 19./20. Jhdts. zu gewinnen. Aus Gesundheitsgründen gelang es Lubac jedoch nicht mehr, allein dieses Werk zu vollenden, und so kam es denn zwischen dem Spezialisten für Péguy und dem Theologen zu einer fruchtbaren